

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Buchbesprechung: Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nach des verdienten Verfassers Todesjahr (1901) abgeschlossen wurde. Fiammazzo widmete diesem in dem Werke selbst einen Nachruf. Erwähnen wir noch die für weitere Kreise berechnete 1896 in Bettelheims „Geisteshelden“ als Band 21 erschienene Dantebiographie, so dürften die Hauptarbeiten Scartazzinis über Dante, abgesehen von Artikeln und Studien in deutschen und italienischen Zeitschriften, sowie im Dante-Jahrbuch, als dessen Redaktor er für den 5. Band zeichnete, angeführt sein.

Scartazzini erhielt 1875 den Dr. honoris causa von der Universität Halle, wurde im Juli 1882 zum Ritter des kgl. sächsischen Albrechtsordens ernannt, und war vom Jahre 1882 ab bis zu seinem Weggange aus Graubünden Kantonskirchenrat.

Er hatte nämlich 1871 als Lehrer des Italienischen an der Kantonschule in Chur sich dem Lehramt zugewandt; versuchte später sein Glück als Institutsdirektor und 1875 finden wir ihn wieder im Pfarramt zu Soglio, wo er bis 1884 blieb, um dann als Seelsorger nach Fahrwangen am Hallwylsee im Aargau überzusiedeln. Am 10. Februar 1901 ist er daselbst gestorben.

Diesen hochverdienten Danteforscher im 600. Todesjahr des großen Italieners nicht zu nennen, wäre Undank. Er hat zur Kenntnis des Dichters viel beigetragen, und nur wenige seiner Zeitgenossen waren mit dem Leben und den Werken Dantes so vertraut wie der Bergeller Pfarrer Giovanni Andrea Scartazzini.

H. M.-B.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Paul Raegi. Silhouetten, eine Anthologie schweizerischer Lyrik. Benno Schwabe & Co., Verlag, Basel.

Einem Band mit Dialekt-Gedichten läßt Paul Raegi den vierten Band seiner „Silhouetten“ mit Gedichten in Schriftdeutscher Sprache folgen. Die im ganzen überaus erfreuliche Auswahl macht weitere Kreise mit dem Schaffen von vier noch wenig, oder noch zu wenig genannten Autoren bekannt: des Luzerners Fridolin Hofer, des Baslers Fritz Liebrich, mit dem des Otto Pfenniger, der in der beigegebenen autobiographischen Skizze seine kantonalen Eigenschaften verschweigt, und dem des schwäbischen Land entsprossenen, doch nach seinem siebenten Jahr in der Schweiz aufgewachsenen Hans Limbach.

Mag man Angaben über die engere Heimat eines Autors überflüssig finden, dem objektiven Betrachter bedeuten sie manchmal doch einen Fingerzeig, die Eigenart des Dichters mit den Faktoren seiner Umwelt zu vergleichen. Dieser Meinung war der Herr Herausgeber wohl auch, als er sich solche Angaben von seinen Autoren erbat; wenn daraufhin nicht alle ihr bürgerliches Profil enthüllen wollten und lieber über die eigene Person eine dichterische Rhapsodie anstimmten, so ließ er sie, weitherzig, gewähren.

Ohne Gewalttätigkeit wird man also die sinnenhelle, fromme Andacht vor dem Lebendigen, welche das Wesen der Hoferschen Dichtung ausmacht, zu den positiven Elementen des inner-schweizerischen Katholizismus in Beziehung bringen können; wird, was neben dem Dichter in Fritz Liebrich vom feinsten Maler lebt, in der Basler Luft wieder erlauschen, wohingegen der offenbar mehr spekulativ veranlagte Hans Limbach in seiner Diktion und deren idealistischen Hintergründen seine Herkunft aus der klassischen Welt des deutschen Gedankens nicht verleugnet.

Fridolin Hofers erstes Gedichtbuch war betitelt „Stimmen aus der Stille“; ihm folgten (1914) „Im Feld- und Firnelicht“ und „Da-

heim“ (1918) — doch der Titel der ersten könnte für alle drei Sammlungen gelten; allen eigen ist der gleiche innerliche Ton. Die Musik seiner Gedichte liegt in ihrem Grundklang beschlossen; eine bewußte rhythmische Durchgestaltung lag dagegen kaum je in seiner Absicht; bedeutender als sein Singen ist sein Schauen. Ein reiner treuer Spiegel, Augen, die trinken von der Gestalten Ueberfluß, fassen die Bilder einer anspruchslosen ländlichen Umgebung. In eine festtätig beruhigte Taltschaft zu wandern, läßt der Dichter uns ein. („Im Feld- und Firnelicht“ führt in die gewaltige Natur des Hochgebirges.) Da lauschen wir, vor Tag, dem Amsellang, der, erst leise fallend wie das Traumreden eines Kindes, endlich sieghaft aufsteigt und durch die Luft „ströhnt wie feurgoldenes Haar“. Er führt uns zu seinen Bäumen, wenn „der gastliche Herbst“ die „goldhellen Äpfel“ regnet:

Und schon greift meine Hand vom Baum der Welt

In Blätterschatten erdwarmer Früchte,
Derweil die Sterne frei über Gärten und Feld
Fließendes Licht der Ewigkeit umwehlt.

Ein Zug von Kindern jubelt und glüht, ein Fähnchen schwingend, durch sommerliches Gelände; „wie gehoben“ lauscht und glänzt die Landschaft, noch lange nachdem dieses Leben vorbeigerauscht ist. Ein Sonnenverbranntes Bauernhaus mahnt an die Vergänglichkeit. Aber dem Menschlichen entfremdet seine Geborgenheit den Dichter nicht. Das tragische Ringen eines Künstlers, dem im Widerspruch Kunst wie Leben zerronnen, findet in seiner Seele Nachklang („Karl Stauffer“), und ergriffen schildert er das Los derer, die, angelockt von den trügerischen Verheißungen der Stadt, ihre Täler und Alpen verließen, um nun „zerbrochen“, „zerstochen“, als Ausgeworfene am Rande des Häusermeers zu verkümmern.

Nach dem Lesen seiner ersten Gedichte in dieser Sammlung könnte man von Fritz Liebrich die Vorstellung gewinnen, seine besondere

Sache sei das freudige Bejagen der Errungen-
schaften des Industriezeitalters:

Nun leg die Träume sorgsam auf die Seite
Und streife von den Muskeln weiche Aermel,
Maschinen rollen, und sie drehen dich mit
Und schaffen härter dich nach ihrem Bilde

heißt es im „Stadtmorgen“. Das Wesen eines
Krans, tatbereit himmelauftragend über die
„kleinen Worte“, „kleinen Gebärden und klei-
nen Schreiter“, wird in drei gedrängten
Strophen anschaulich. Die Uferlinie, die sich
ins Ferne verliert, aus Kohlendunst und den
Umrißen von Gastfesseln, Kaminen und Kranen,
erscheint schließlich doch nur als eine, als die
neueste Gebärde der Stadtseele; den träume-
rischen Bildern, dem Abendlich-Zarten und
Dämmerhaften der RheinStadt wendet der
Dichter, scheint mir, doch mehr den ganzen
Menschen zu: „Aus tiefem Wasserrauschen
aber steigt die alte Stadt, und aus ihr, wunder-
sam, gedeihen leis und fein der Türme Spitzen.“

Es erinnert an die synthetisierende Kunst
der besten zeitgenössischen Meister wie Lieb-
rich ihrer Natur nach statische Bestandteile
einer Umgebung oder Landschaft, durch rich-
tiges Abwägen ihres gegenseitigen Verhält-
nisses, in Bewegung aufzulösen vermag. Die
folgenden Strophen aus dem Gedicht „Hängende
Gärten“ mögen das eben Gesagte verdeut-
lichen. Es gibt in diesen Zeilen keinen toten
Punkt — ähnlich wie es in einer Plastik Rodins
keine toten Stellen gibt:

Aus starren, aufgestuften Schalen heben
Die Ranken sich und lassen Brunnen springen
Von erstem Efeu, fallenden Syringen
Und neuen Gärten, die sie weiter geben,
Den höhern zu, die um Paläste weben
Und ihnen Schmuck und Farbenbänder

bringen
Von feingewirkten, wunderbaren Dingen,
Draus schattenstille Treppen niederschweben.

Ungleich an Wert ist die Auslese aus Otto
Pfenminger. Seine freien Rhythmen ordnen
sich im „Schwanensang“ zu einer durchaus
musikalischen Komposition, die in dem drei-
maligen Anfluten und schließlich Hoch-
schäumen der Tonstrebung ihresgleichen sucht;
sie zu kennzeichnen, sei an Mörikes, im Prinzip
verwandte, dagegen an Sprachgehalt sehr ver-
schiedene „Neolsharfe“ gemahnt.

Auch Pfenmingers Kraft, einen Lebens-
zustand bildhaft festzuhalten, ist nicht gering;
das wird besonders deutlich in „Lob des Lebens“.
Da sind zunächst ein paar Farben, rosendunkles
Rot, dann das Brausen der Bäche, dann das
frohe Getümmel badender Jugend, das vor
Ueberlust in Zorn auszubrechen droht, bis
das Schlimmste „im Freundeswort erlischt“.
Diese Momente, wie zufällig zu einer Guir-
lande zusammengegrafft, drängen wieder nach
musikalischer Lösung und enden in einem hym-
nischen Akkord:

Stolze Werke stehen vollendet,
Neue rufen! Lebensgluten
Lodern in gewalt'gen Farben

In die Weltnacht, und
im Feuer klingen Stimmen
der Unsterblichkeit.

Bild von der ersten bis zur letzten Zeile
ist „Sonnenbad“; alles in diesem Gedicht ist
groß und plastisch bedeutend gesehen: die
menschlichen Leiber, der Himmel und die Ferne.
Dieser Eindruck ist nicht wieder erreicht in
„Bauchtänzerin“ und „Der Cellospieler“. Epi-
theta wie „gierdurchbeizt“, „leidenschaft-
umwittert“ bleiben im Zusammenhang, in
den sie hier gebracht sind, ohne Wirkung, wäh-
rend ein Energieaufwand wie der: „Ein un-
bändig tiefer Schmerz hat sich in jenes Antlitz
eingekrallt, das Fleisch daraus gerauft und die
ächzende Hoffnung entmannt“ überhaupt keine
Anschauung vermittelt. In „Der Strom“ wird
solches Rüh- und Starksein-Wollen bereits
ein wenig zur Manier; man liest da von Wasser-
strängen, die sich „verknöten“ und „knirschen“
und „keuchen wie kniebelastete Brüste“, die
„Auswurf weit von sich speien“ „wie betrun-
kene Magensäcke“, die „sattgemüdet die Zungen
aus den heiser gebrüllten Rachen reckend, mit
verglasten Augen sich ins Meer schleppen, wo
sie erlaufen“.

Wem Gedichte wie „Schwanensang“, „Wer-
den“, „Sonnenbad“ gelungen sind, der hätte
die Veröffentlichung, zwar nicht wirkloser, aber
doch nur halbgeglückter Experimente eigentlich
nicht nötig. Ueberlasse man doch auch die Ver-
gewaltigung von Naturerscheinungen lieber
den Herren Expressionisten.

Von den in unserem Bande vertretenen
Autoren ist Hans Limbach am wenigsten Im-
pressionist; er gibt sich am wenigsten hin an die
Einzelreize der sinnlichen Umwelt. Das Da-
sein eines Riesenbaumes z. B. wird von ihm
nicht nur optisch erlebt, sondern gleich auch
gedankenhaft durchdrungen, gibt ihm Anlaß
zu einer Betrachtung über das Ewig-Behar-
rende im Wechselspiel der Lebenskräfte. Das
Bett, in dem Kindheit, Jugend und Alter
ja ein Drittel der Erdenzeit verbringen, wird
ihm zum Schiff, das die kühnen, hoffenden,
sehnenenden und angstvollen Herzen der Schlum-
mernden ans Gestade der Erfüllung bringt. Doch
ist auch bei ihm nicht destoweniger die An-
schauung das Primäre. Die Tendenz, alles ins
Allgemeine zu erweitern, verlangt ganz natür-
lich nach einfachen, weiträumigen Formen. So
erhält selbst die weibliche Gestalt in dem Gedicht
„Lolia“ etwas antikisch Herbes. Das Gedicht
in extenso auszuführen, gestattet der Raum
leider nicht, wiewohl es — und nicht zuletzt
als ein Beispiel meisterhafter Trochäenverwend-
ung — gekannt zu sein verdiente. Die unten
folgende Charakteristik des François Villon
aber mag beweisen, daß das ehrwürdigste
griechische Maß noch heute die Schaffenden
begeistert:

Schwermut verdunkelt den lachenden Blick
überm schmuckigen Glase.
Purpurn im schmuckigen Glas
funkelt der feurige Wein.
„Also vertranke ich mein Leben und Blut! Ver-
gessen, vertrunken

Hab ich mein besseres Ich! Wehe:
mein schlechteres blieb!
Hier an den Spiegel tret ich: Wer
bist du, verkommener Bruder?
Trinke, Verdammter! Stoß an!
— Klirrend zersprang ihm das
Glas.

Verwandter Art sind zwei
andere Darstellungen: „Mat-
thias Grünewald“ und „Goethe“.

Wie die Autobiographie mit-
teilt, lebte Hans Limbach von
1912 bis zum Aufkommen des
bolschewistischen Terrors in Ruß-
land; aber nichts konnte dem an
Kant Geschulten, durch Schillers
theoretische Schriften Geläuter-
ten, ferner liegen, als gutzu-
heißen, was „das Vieh, vom
Blute betrunken“, für sein Recht
hielt. Das geht hervor aus dem
Nachruf an eine von den Bol-
schewisten ermordete Frau Ma-
rion von Klot. Nach abenteuer-
licher Flucht aus Rußland in die
Schweiz zurückgekehrt, konnte er
die Heimat, wie sie während
der Jahre seiner Abwesenheit
in seinem Innern gelebt haben
mochte, nicht wieder finden.
Vergeblich späht er aus nach
dem Hort von Güte und Freund-
schaft — das alles ist fern, in
der Zeit versunken wie eine
sagenhafte Stadt, der der Dich-
ter traurig zuzuruft:

Ach, schläfst du, oder bist du tot?
Ich beug mich ängstlich übers Boot:
Kann keine Seele finden!
So still die goldnen Straßen stehn;
Die dunklen Fische drüber gehn
Und durch die Fenster schwinden.
(„Heimkehr“.)

(Siegfried Lang, Zürich.)

Jakob Böhnhardt. Opfer. Novellen. (Er-
zählungen von Jakob Böhnhardt, sechster
Band.) Erstes und zweites Tausend. Leipzig,
H. Haessel. 1920.

Das neue Buch dieses schweizerischen
Meisters der realistischen Novelle vereinigt
sieben Werke seiner bodenständigen Erzählungs-
kunst, die in den letzten Jahren entstanden sind,
zu einer überaus wertvollen Sammlung. Eines
davon, „Nimrod“, hat bereits Jakob Job im
letzten Jahrgang der „Schweiz“ (S. 586) bei
Anlaß der Sonderausgabe durch den Verein
der Bücherfreunde in Berlin verständnisvoll
gewürdigt.

Jakob Böhnhardt stellt an sich und an den
Leser geringe Anforderungen. An sich:
strenger als er dürfte kein Schweizerautor auf
den künstlerischen Aufbau, die unerbittliche
psychologische Folgerichtigkeit der Handlung
und die Lebensechtheit der ganzen Darstellung
achten, keiner so bis ins einzelne bewußt und
zielsicher mit klarem Kunstverstand sein Werk



Marguerite Frey-Surbel, Bern.

Alt Bundesrat Oberst Frey.
Lithographie.

vollenden. Und an den Leser: Böhnharts Er-
zählungen bilden keine heitere Unterhaltung;
ihr Tenor ist ernst, meist düster; die Tragik
und Tragikomödie des irdischen Daseins bildet
in der Regel ihren Inhalt. Schwere Schicksale
lasten über Böhnharts Menschen, auch über
denen, die hier als „Opfer“ so lebendig gestaltet
sind, und wo das Glück einmal lächelt, ist es
das wehmütige Lächeln der Resignation, nicht
das strahlende restlos erfüllter Wünsche.
Menschenschicksal — aber wirkliches, nicht er-
träumtes, nicht glorifiziertes und übergoldetes
— erleben wir bei der Lektüre dieser ganz
kostbaren Novellen, die uns — Böhnhardt ist
nicht umsonst Romanist — in ihrer Technik
an die Werke der großen französischen Realisten,
eines Flaubert, eines Maupassant erinnern,
und doch in Fühlen, Denken und Sprache so
ganz und gar schweizerisches Gewächs sind, so
ganz und gar Böhnhardt, daß man wohl von
Wahlverwandtschaft, sicher aber nicht von Nach-
ahmung reden kann. So ist gleich die erste,
tief erschütternde Erzählung, „Dödelis hohe
Zeit und Heimschaffung“, ein wahres
Musterbeispiel Böhnhartscher Realistik. Die
Handlung ist dem Leben entnommen: die
Armenpflege von Illingen bürgert die schwach-
sinnige, elternlose, der Gemeinde zur Last
fallende Dorothea Schudel durch Verheiratung
mit dem leichtsinnigen Schuhmacher Schuppli
von Gütikon im Nachbaranton aus und schafft

anderthalb Jahre später, nachdem die Ehe in die Brüche gegangen, die Mutter Gewordene mit ihrem Kinde heim. Als ein bedauernswertes Opfer des knorrenden Geizes einer wohlweisen Gemeindebehörde wird die arme Schwachsinnige mit ihrem Kinde in ein dunkles Schicksal gestoßen. Die Erzählung dieser empörenden — leider nicht „erfundenen“ — Begebenheit ist von so beispielloser Echtheit und Anschaulichkeit, Rede und Gegenrede sind so absolut dem Leben entnommen, daß der Leser z. B. an der Sitzung der Armenbehörde, die über Dödelis Schicksal Beschluß faßt, an der ergreifenden Szene der Heimtschaffung, wo der Gemeindevdiener der sich Sperrenden das Kind entreißt, es in der Richtung nach Güttikon davontreibt und sie so zum Folgen zwingt, unmittelbar teilnimmt; der Dichter selbst gestaltet nur, stellt lediglich dar, faßt teilnahmslos, in kühler Objektivität — und doch: ist je über die verbrecherische Interessenpolitik habgieriger Bauernschlauheit ein vernichtenderes Urteil gefällt worden als in diesem meisterhaft gezeichneten realistischen Sittengemälde? Wirkt der Sieg der Natur über die Annatur, der sich im Herzen der Sigristin zu vollziehen scheint, die sich über „das verfluchte Mannsvolk“ empört, nicht wahrhaft erhebend, wenn sie sich der Ragen der „Heimgeschafften“ annimmt, das Junge aufhebt und mit freundlichem Zuspruch ins Haus zurückträgt, während die Alte, um das Los der Kleinen besorgt, ihr miauend folgt — wie eben das „Trötteli“ wie eine Tiermutter nach ihrem Jungen schreiend, dem Gemeindevdiener auf dem Wege in die Verbannung gefolgt ist?

Oder — man lese die kurze Erzählung „Der Kuhhandel“, deren Titel mit seinem Doppelsinn überaus glücklich gewählt ist —, wo der Zufall einen Bauern ausgerechnet zu der Frau führt, die er unter dem Versprechen der Heirat einst in Schande gebracht hat, weil der Vater fand, eine Magd aus dem Armenhaus setze man nicht neben sich an den Tisch, wenn man eine „habliche“ Bauertochter mit einem Brautfuder so hoch wie ein Garbenwagen haben könne. Diesen Argumenten konnte sich der Junge vor zwanzig Jahren nicht verschließen. Und heute erhandelt der selbe Felix Knotschi vom Reutehof von seiner damals verstoßenen Geliebten eine Kuh. Dieser — zweite und wirkliche — Kuhhandel ist ein Meisterstück Böhartscher Darstellungskunst, und wie nach dem Handel die Bäuerin nochmals die ganze Bitternis ihres damaligen Erlebnisses durchkostet und die Schuld dem Vater des Feggel beimißt, sich zum Entschlusse durchringt, ihm den verschwiegene Fehler der Kuh mitzuteilen, damit es ihr nicht beständig in den Ohren liege und ihr zurufe: „Nun hast du dem doch noch recht gegeben, der dich einst in den Schmutz getreten hat!“ — das alles wird in seelisch so tief- und wohlbegründeter Darstellung gestaltet, daß es für jeden Leser zum inneren Erlebnis werden muß.

So ließe sich jede dieser sieben Novellen als das Werk eines Meisters, als ein dem Alltag entnommenes, von einem Dichter geadeltes

realistisches Gemälde hervorheben: „Ein Erbteil“ z. B., wo der Sohn des Mörders Reimann sich zum Entschlusse durchkämpft, in seine Heimatgemeinde zu gehen und seinen Konfirmationspruch „Besleißige dich, einen guten Namen zu bekommen“ durch eigene Kraft zu verwirklichen, weil er eine gute Mutter gehabt, die den Vater ihn ihm zwingt, wie sein bisheriger Pflegevater feststellen zu dürfen glaubt. Oder „Ausgedient“, wo unter dem Bewußtsein gemeinsamer Schuld am Tode ihres Kindes, das den aus herzlosem Geiz zum Tode verurteilten Hund, seinen Jugendspielen, retten wollte und dabei im Rhein ertrank, die verhärteten Eltern diese Schuld zu einer gemeinsamen Bürde zusammenlegen und die erste weihvolle Stunde ihres Daseins erleben. Oder „Besinnung“, wo die alte Annemarie vom Haselhof über ihr verflossenes Dasein nachsinnend und erkennt, daß sie ihr Leben zu ausschließlich der Werktagsarbeit geopfert und niemals rechte Sonntagsstimmung genossen, andächtige, feiertägliche Andacht. Am Lager der genesenden Enkelin aber kommt diese Andacht über sie, und bald darnach feiert sie den zweiten wahren Sonntag in ihrem Leben und den letzten ... Dieses Seelengemälde möchte ich zu den psychologisch feinsten Arbeiten des Bandes rechnen.

Böharts Sprache blendet nicht; geistreiche Wendungen, verblüffende Bilder sucht man bei ihm umsonst, und scheinbar dürftig ist die Schilderung der Umwelt, besonders auch der Natur, in seinen Erzählungen. Und doch: wie unmittelbar, wie wahr und ehrlich und wie überraschend anschaulich wirkt alles, was er und wie er's erzählt. Das macht: alles sitzt am rechten Ort, kein überflüssiges Wort zerschneidet seine Sätze, und Dialoge von der Lebenswirklichkeit derer, die wir hier lesen, findet man nicht alle Tage. So, wie der Präsident von Illingen in der Sitzung der Armenpflege, so, wie der Feggel und seine frühere Geliebte beim Kuhhandel drücken sich die Bauern wirklich aus, so denken, so fühlen sie, exakt so! Und doch — eine bloße Abschrift der Wirklichkeit bildet keine einzige der Novellen, weil eine jede, um mich eines etwas veralteten Ausdrucks zu bedienen, von einer bestimmten Idee beseelt ist, die der Dichter selber nicht nennt, die jedoch jeden verständnisvollen Leser nach der Lektüre erfüllt. „Bilde, Künstler, rede nicht!“ lautet ein bekanntes Wort Goethes. Hier ist wirklich gestaltet, und was wir dabei gewinnen, ist ein Bild des Lebens, gesehen mit den Augen eines schöpferischen Geistes, eines wahren Dichters und einer am Leben gereiften Persönlichkeit.

H. M.-B.

Carl Burdhardt. Rodin und das plastische Problem. Basel, Benno Schwabe & Co., 1921.

Die Schrift hat einen großen Vorzug zur Voraussetzung. Carl Burdhardt spricht als Bildhauer aus eigener handwerklicher Erfahrung. Darin ist für den Schriftsteller freilich die Gefahr beschlossen, daß er den Wald vor lauter Bäumen übersehe. Wie frei ist doch der

französische Meister selber in seinem Kathedralenbuch ins Allgemeine und Weite geschweift! Ein Buch ist sein letztes Werk, das die Gemeinsamkeit von Volk und Künstler preist. In dieser Idee, einer Sehnsucht vielleicht, doch wohl in künstlerischer Erfüllung verbildlicht und individuell getilgt, beim letzten mühte das Buch über Rodin seinen Ausgang nehmen. Bedeutet doch Schaffen: den Geist antizipieren. Das Ziel der vorliegenden Untersuchung, die aus den Aufzeichnungen zu einem Vortrag entstand und vom Basler Kunstverein herausgegeben wurde, war indessen nicht, ein geschlossenes Bild von der Persönlichkeit Rodins zu vermitteln. Dazu hätte auch sein Leben, die Umwelt herbeigezogen werden müssen, all das, was der Künstler seiner Herkunft verdankt, resp. nicht verdankt, was ihn anregte und hemmte, seine Träume, seine Illusionen und Enttäuschungen. Nie wird man von ihm alles sagen, was gesagt werden mühte — diese Aeußerung Michelangelos über Dante dürfte auch von Rodin gelten. Carl Burdhardt hat aus dem unerschöpflichen Fragenkomplex einen kleinen, aber wesentlichen Ausschnitt gewählt, und darin urteilt er freilich wie ein Meister über den Meister. Er behandelt das Verhältnis Rodins zum plastischen Problem. Rodin hat es in organischem Wachstum von der malerisch-modellierenden Tendenz seiner Zeit zu räumlich-plastischer Gestaltung entwickelt. Burdhardt weist dies in einzelnen entscheidenden Stadien nach. Von besonderem Reiz ist die Feststellung historischer Einflüsse und Parallelen. In diesen beiden Momenten beruht wohl der Eigenwert der von entsprechenden Abbildungen begleiteten Betrachtungen, und zwar in dem ersten noch mehr als im zweiten. Sie sind wirklich geeignet, einem manchen neue Licht über einen der verschwundenen wenigen Künstler ersten Ranges der jüngeren Zeit aufzudecken. Sie regen aber auch im allgemeinen zu fruchtbaren Gedankengängen an in der Art der produktiven Bücher, die Erkenntnisse und Einsichten vermitteln, weil sie sich um wesentliche Probleme bemühen, weil sie aus tiefer sachlicher Erfahrung heraus es verstehen, sich selbst Probleme zu stellen. Daraus ergeben sich dann die lebenszeugenden, sinn-gemäßen Perspektiven fast wie von selber, mit ein bißchen Wagemut und Mühe. Burdhardt scheint in der Gegenüberstellung der Bezeichnungen „Naßform“ und „Fernform“ einen glücklichen Fund gemacht zu haben, der sich in der kunstwissenschaftlichen Terminologie ohne weiteres einbürgern dürfte, seiner stillbegrifflichen Bedeutung und leichten Handhabung wegen. Im übrigen ist die Schrift sehr vorsichtig in der sprachlichen Formulierung. Man gewinnt geradezu den Eindruck, sie wäre noch voller auszutragen gewesen, die grundlegenden Gedanken möchten im einzelnen noch mehr ausreifen, das vorliegende Resultat reize zur späteren gelegentlichen Uebersarbeitung (wobei einige Daten nicht zu umgehen wären. Man vermißt sie im Buch). Es ist auch so erfreuend genug, um sich manchen aufmerksamen Leser zu werben! Hermann Ganz, Zürich.

Andreas Heusler. Schweizerische Verfassungsgeschichte. Basel, Frobenius, 1920.

Verfassungsgeschichte gehört nicht zu denjenigen Gebieten historischer Darstellung, die sich des Interesses weiterer Kreise zu erfreuen haben. Andererseits wird immer wieder betont, wie gerade der Schweizer als Bürger eines demokratischen Staatswesens eine klare Einsicht in das Werden und Wesen derjenigen Staatsverfassung haben sollte, an deren Weiterentwicklung er mitzuarbeiten hat. Das mangelnde Interesse für verfassungsgeschichtliche Vorgänge bei uns mag zum Teil durch den Umstand verschuldet sein, daß es bis jetzt an einer Gesamtdarstellung gefehlt hat, die das Bild von dem Werden unseres Staatswesens unter Verwendung der Ergebnisse der neuern Forschung darstellt. Joh. Caspar Bluntschlis Verfassungsgeschichte wird zwar als das Werk eines geachteten Menschen und hervorragenden Juristen immer noch mit Genuß und Gewinn gelesen werden; allein in den siebenzig Jahren, die seit deren Erscheinen vergangen sind, hat sich unsere Kenntnis von den rechtlichen Zuständen der früheren Jahrhunderte derart erweitert und vertieft, daß Bluntschlis Buch notwendigerweise vielfach überholt ist. Das andere Werk, das die schweizerische Verfassungsgeschichte behandelt, das Buch von Johannes Meyer, vermag schon wegen der Art der Darstellung weitere Kreise nicht zu fesseln. Um so freudiger und dankbarer nehmen wir das Werk aus der Feder unseres Altmeisters rechtsgeschichtlicher Forschung entgegen. Niemand war so wie gerade Heusler berufen, die Lücke auszufüllen. Wohl hat er darauf verzichtet, sich mit allen Ergebnissen der neuen Forschung auseinanderzusetzen. Einzelne Arbeiten, die zu Ansichten gelangen, die von seiner Auffassung grundsätzlich verschieden sind, übergeht er mit Stillschweigen. Allein das Werk hat andere glänzende Vorzüge. Noch nie sind vor Heusler die verworrenen rechtlichen Verhältnisse der Schweiz des ausgehenden Mittelalters in einer derart eindringenden, klaren Weise geschildert worden, daß das Bild auch für denjenigen Farbe und Leben gewinnt, der sich nicht von Berufs wegen mit Verfassungsgeschichte abgibt.

Diese Darstellung bildet zudem die beste Grundlage für ein richtiges Erfassen der Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft. Vielleicht wäre das Bild noch naturgetreuer und eindrucksvoller geworden, wenn der enge Zusammenhang der schweizerischen Emanzipationsbewegung mit den allgemeinen Vorgängen im Deutschen Reiche deutlicher herausgearbeitet worden wäre. Dann hätte sich z. B. auch gezeigt, daß die von Heusler hervorgehobene Prägung des zürcherischen Bundesbriefes vom Jahre 1351 nicht, wie er glaubt, das Werk des zürcherischen Stadtschreibers, sondern österreichisches Verdienst ist, da sich die Zürcher in ihrem Bundesbriefe mit den Urkantonen enge an die Form der Bundesbriefe hielten, die zu gleicher Zeit Oesterreich

mit Städten und Herren Süddeutschlands abgeschlossen hat.

Heuslers Bemühen, das wahre Wesen der Eidgenossenschaft der VIII alten Orte im Gegensatz zur landläufigen Auffassung klarzustellen und zu zeigen, daß sie ursprünglich alles eher war, als ein bewußt gegründetes Staatswesen, hätte bei einer derartigen Erweiterung des Rahmens an überzeugender Anschaulichkeit nur gewonnen. Sehr wertvoll ist Heuslers Versuch, die Gründungsgage der Eidgenossenschaft zur Förderung eines tiefern Verständnisses der rechtlichen Vorgänge zu verwerten. „Denn die Sage,“ führt Heusler ebenso feinsinnig wie zutreffend aus, „ist das historische Gewissen des Volkes, die Verklärung seines Glaubens an sein Recht, der Ausdruck der leitenden Ideen durch Ereignisse und Heldentaten“. Sie ruht „auf dem Urgrunde der historischen Wirklichkeit, der sie nur ihre Einkleidung in eine dem Volksempfinden verständliche Form gibt“.

Ein weiterer großer Vorzug von Heuslers Buch besteht darin, daß es sich nicht auf die Darstellung der allgemein eidgenössischen Verhältnisse beschränkt, sondern auch eine Verfassungsgeschichte der Teile, der regierenden Städte und Länder bietet. Das ist um so wertvoller, als sich bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein das öffentliche Leben nur zum geringsten Teile auf allgemein eidgenössischem Boden und zur großen Hauptsache innerhalb der einzelnen Kantone abspielte. Nur ein Eingehen auf die Verfassungsgeschichte der einzelnen Orte läßt uns erkennen, inwieweit auch unser öffentliches Leben die allgemeinen Strömungen der Jahrhunderte mitmachte, wie auch unsere kantonalen Regierungen von einer mehr demokratisch gerichteten Landesverwaltung seit dem sechzehnten Jahrhundert allmählich zum Absolutismus übergingen, der sich prinzipiell von demjenigen der damaligen Monarchen nicht unterschied. So versteht man dann auch, wie es kam, daß die eidgenössischen Orte den Ideen der französischen Revolutionen ebenso wehrlos gegenüberstanden wie die Monarchien und ebenso rettungslos in den Strudel hineingerissen wurden.

Es wäre zwecklos, auf den Inhalt des Buches im einzelnen eingehen zu wollen. Der Leser möge zu dem Werke selber greifen, um sich an Hand dieses vorzüglichen Führers zeigen zu lassen, wie sich aus einer Reihe von Defensivbündnissen einzelner Städte und Länder innerhalb des deutschen Reichsverbandes unter allerlei Irrungen nach und nach ein seiner selbst bewußtes Staatswesen entwickelt hat. Er möge sich an Hand von Heuslers lichtvoller Darstellung darüber klar werden, was den wesentlichen verfassungsgemäßen Gehalt der einzelnen Epochen ausmachte und wie schließlich aus dem alten Staatenbund unser heutiger Bundesstaat geworden ist. Wenn er sich so bis zum Jahre 1848 geleiten läßt, so wird er nur bedauern, daß der vortreffliche Führer hier anhält und nicht auch noch die Jahrzehnte seit dem Sonderbundskriege in gleicher Weise behandelt.

Heusler beschränkt sich nicht auf eine formale Behandlung seines Themas, sondern bemüht sich, die jeweiligen staatlichen Formen als das Ergebnis des gesamten geschichtlichen Geschehens verständlich zu machen. Die politischen Vorgänge und wirtschaftlichen Verhältnisse werden zur Erklärung der verfassungsgeschichtlichen Ereignisse überall herangezogen. Hier und da erweitert sich die Darstellung zu einer Schilderung der eidgenössischen Politik. Statt einer abstrakten Darstellung von Verfassungsformen liefert uns Heusler so ein zutreffendes Bild von dem Ringen eines Volkes um diejenige Staatsform, die seinem Wesen und seinen Bedürfnissen am angemessensten ist. So wird seine Verfassungsgeschichte zu einem lebensvollen Geschichtsbuch, das sich ebenso leicht und angenehm liest wie eine Darstellung der politischen Geschichte unseres Landes.

Hans Nabholz, Bollikon.

Otto Emil Meyer. Raxensee = Lägern-Baden. Zürich. Verlag Polygraphisches Institut A.-G., Zürich 1920.

Die Verteuerung der Verkehrsmittel und der Lebenshaltung überhaupt macht heute manch einem, der früher jeden freien Tag zu einer Fahrt ins Alpengebiet benutzen zu müssen glaubte, diesen Luxus unmöglich. Aber hinaus in Gottes freie Natur möchte er doch, und was liegt da näher, als daß er sich endlich einmal die nähere Umgebung seines Wohnortes etwas genauer ansieht? Einer der's schon vor dem Kriege so gemacht hat, ist der Verfasser dieses anspruchslosen, aber mit viel Sachkenntnis und vor allem mit Liebe geschriebenen Büchleins. Er hat das Gebiet des Lägernerberges kreuz und quer durchwandert seit vielen Jahren und ist ein warmherziger Naturfreund. Er begnügt sich nicht damit, seine Wanderfahrten zu erzählen und zu sagen, wo es besonders schön und herrlich ist, sondern erzählt auch, wie diese Landschaft entstanden, welche Gesteine man antrifft, welche Schicksale die alten Gebäulichkeiten erlebten, so z. B. gleich am Anfang der Schrift Alt-Regensberg; allerhand geschichtliche Reminiszenzen werden da recht anmutig aufgefrischt, Geologie wird eifrig getrieben; aber alles ist kurzweilig zu lesen und lockt, die Gegenden und Dörfer, den Lägernerberg mit seiner schönen Aussicht und der reichen Flora persönlich kennen zu lernen. Und wer die Landschaft bereits kennt, wird sich gern über die Dinge, die ihm auffielen, von dem fundigen und liebwerten Führer, über ihr Werden und Wesen, belehren lassen. „Die Liebe zur Natur ist eine große Gabe“, sagt John Lubbock nach einem Zitat des Verfassers. „Erfriert sie aber, ist sie erstickt, so ist anzunehmen, daß der Charakter darunter leidet.“ Dieses Büchlein zeugt davon, daß der Autor dieser Liebe nicht entbehrt; es regt an, mitzufühlen, was er fühlte, und seinen Pfaden zu folgen. Und — keiner wird's bereuen!

H. M.-B.

Paul Siegfried. Die Schweiz im Weltkrieg. Zürich, Polygraphisches Institut, 1921.

Eine Dankeschuld gilt es hier abzutragen gegenüber dem Büchlehen, das in so bescheid-



Fritz Voïrol, Zürich.

Sommertag am Katzensee. Ölgemälde.
Phot. Aug. Höflinger, Basel.

nem Gewande gar manchen „Wälzer“ an Gehalt und Tiefe, insbesondere aber an unmittelbarer Brauchbarkeit übertrifft. Wie oft und gerne haben wir das immer in Reichweite befindliche Opusculum zur Hand genommen, um uns rasch wieder über eine Situation während der Kriegszeit oder ein einzelnes Ereignis zu orientieren, das in der Erinnerung von neueren Ereignissen überschattet worden war. Es ist aber nicht etwa ein trockenes Nachschlagewerk, das wir hier zur Anzeige bringen, sondern eine fließende Erzählung dessen, was wir in der Schweiz während der großen Katastrophe erlebten, taten und litten. Eine schwere Zeit,

gewiß; aber doch nicht zu vergleichen mit dem, was andere und nicht schlechtere Völker zu ertragen hatten. Die militärischen Vorkehrungen zum Schutz der Neutralität und Unverletzlichkeit unseres Landes, die wirtschaftlichen Maßnahmen, die humanitären Bemühungen der Schweiz, Politik und Presse unter der Einwirkung der Kriegsereignisse und der fremden Propaganda, das Treiben der sozialistischen Umstürzler, das alles und noch viel mehr berichtet uns das kleine Buch von Paul Siegfried, dem für seine reichhaltigen Erinnerungsblätter viele Leser dankbare Anerkennung zollen werden. -d-

† Friedrich Frittschi (1851–1921).

Mit Friedrich Frittschi, der nach schweren Leiden in der Morgenfrühe des 29. Juni 1921 sanft in ein besseres Jenseits hinüberschlummerte, ist ein Schulmann aus dem irdischen Wirken geschieden, der innerhalb der Marken unseres Vaterlandes und weit über die Grenzen hinaus wohlverdienten Ansehens sich erfreute.

Aus „Bauernmarkt“ hervorgegangen, verfügte er über eine unbegrenzte Arbeitskraft, die keine bestimmt markierte Abgrenzung von Tätigkeit und Ruhe kannte.

Geboren am 5. Dezember 1851 in Hettlingen, Kanton Zürich, besuchte er nach Absolvierung der dortigen Schulen von 1867 bis 1871, in jener Zeit politischer Gärung, das staatliche Lehrerseminar Rüschlikon.

Nach wohlbestandener Primarlehrerprüfung erhielt er im Frühling 1871

eine Verweserei an der Primarschule Vorderegg; 1873 wurde er als Lehrer gewählt. Im Frühjahr 1874 folgte er einem Ruf an die Primarschule Enge, die als eine Zierde der Schulen der Vorortsgemeinden der Stadt Zürich und als ein Lehrer-Eldorado galt. Die Namen der damaligen Lehrer: Jakob Isler, Arnold Viennhard, Albert Gsell, Albert Stiefel, Heinrich Müller, in deren Wirkungskreis Frittschi eintrat, sind heute noch von bestem Klang. Neben seiner Elementarklasse nahm Frittschi mit aller Energie seines Wesens und mit vielseitigem Wissensdrang seine Studien an der Universität auf, und zwar hauptsächlich in alten und neueren Sprachen und in Geschichte. Schon im Jahr 1876 bestand er ein Fachexamen in Pädagogik, deutscher Sprache, allgemeiner Geschichte,



† Alt Nationalrat Friedr. Frittschi
(5. Dezbr. 1851—29. Juni 1921).

Schweizergeschichte, Kultur- und Verfassungsgeschichte und Zeichnen.

Im Frühjahr 1881 gab Frittschi seine Lehrstelle auf, um an der Universität Zürich und in längeren Aufenthalten in England, Paris und Florenz das Rüstzeug des Sekundarlehrers zu erlangen. Im April 1884 erwarb er sich das zürcherische Sekundarlehrerpatent mit besten Noten, wobei als erwähnenswerte Tatsache hervorzuheben ist, daß seine Prüfung neben Französisch sich auf Englisch und Italienisch erstreckte. Nun begann seine Tätigkeit an der Sekundarschule Zürich-Neumünster. Auch hier trat er in ein Lehrerkollegium ein, das sich eines bemerkenswerten Rufes erfreute; es sei erinnert an Gestalten wie Jakob Tschener, Heinrich Unger, Ulrich Wettstein! An dieser Lehrstelle verblieb Frittschi

bis im Jahr 1903, da er, zum Mitglied des Nationalrates gewählt, die Ausübung der Funktionen eines Mitgliedes der Bundesversammlung mit den Lehrerpflichten nicht mehr glaubte vereinbaren zu können. Als Fachlehrer für Englisch an der städtischen Sekundarschule und als Lehrer für Deutsch und Bürgerkunde an der Haushaltungsschule des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins in Zürich wirkte er im Schuldienste weiter.*)

Zur Waldmannfeier 1889 schrieb Frittschi für die Jugend im Auftrag des Waldmann-

*) Der Verstorbene stand seit 1904 auch mit unserer Zeitschrift in engerer Beziehung und verwaltete bis zu seinem Tode das Amt eines Rechnungsrevisors der „A.-G. Verlag der Schweiz“ in vorbildlicher Weise. Red.